



Hannelore Schläffer

Die City

Straßenleben in der
geplanten Stadt

Dokumentation der Preisverleihung
Das politische Buch 2014



**FRIEDRICH
EBERT
STIFTUNG**

Dokumentation der Preisverleihung

Das politische Buch 2014

Hannelore Schlaffer

Die City

**Straßenleben in der
geplanten Stadt**

15. Mai 2014 in Berlin



Die vorliegende Dokumentation gibt in leicht gekürzter und überarbeiteter Form die Reden wieder, die anlässlich der Preisverleihung „Das politische Buch“ an Hannelore Schlaffer am 15. Mai 2014 in der Friedrich-Ebert-Stiftung Berlin gehalten wurden.

Herausgeber: Friedrich-Ebert-Stiftung
Politische Akademie
Hiroshimastraße 17
10785 Berlin

© Friedrich-Ebert-Stiftung

Verantwortlich: Dr. Tobias Mörschel

Layout: Pellens Kommunikationsdesign, Bonn

Fotos: Joachim Liebe, Potsdam

Inhalt

- 4 Begrüßung und Eröffnung**
Kurt Beck
Vorsitzender der Friedrich-Ebert-Stiftung

- 7 Festrede**
Prof. Dr.-Ing. Engelbert Lütke Daldrup
Staatssekretär für Bauen und Wohnen der Senatsverwaltung
für Stadtentwicklung und Umwelt, Berlin

- 22 Laudatio auf Hannelore Schlaffer**
Dr. Klaus Hohlfeld
Sprecher der Jury „Das politische Buch“

- 26 Begründung der Jury**

- 28 Urkunde „Das politische Buch 2014“**

- 29 Feuilleton und Politik**
Prof. Dr. Hannelore Schlaffer

- 39 Liste empfohlener Bücher 2014**

- 42 Mitglieder der Jury „Das politische Buch“**

- 44 Preisträger „Das politische Buch“ seit 1982**

- 48 Informationen zur Vergabe des Preises**

Begrüßung und Eröffnung

Kurt Beck

Vorsitzender der
Friedrich-Ebert-Stiftung

Sehr herzlich begrüße ich Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, auch namens meines Vorstandskollegen, Herrn Dr. Schmidt, bei der Friedrich-Ebert-Stiftung. Wir freuen uns, dass Sie heute Abend aus diesem besonderen Anlass, der Verleihung des Preises „Das politische Buch“, bei uns zu Gast sind. Ich grüße die Exzellenzen, Damen und Herren Botschafterinnen und Botschafter, die Repräsentantinnen und Repräsentanten von Staat, Kommunen und Gesellschaft. Und ich freue mich ganz besonders, die Dame willkommen heißen zu dürfen, derentwegen und deren Werkes wegen wir hier zusammengekommen sind: Frau Professorin Hannelore Schläffer. Danke schön, dass Sie sich hier unseren gemeinsamen Betrachtungen stellen, aber auch sich feiern lassen.

Bei einer solchen Gelegenheit gibt es eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die mitgewirkt haben: diejenigen, die das Buch herausgegeben haben, in diesem Jahr der zu Klampen! Verlag, dessen Vertreter ich herzlich begrüße,



aber auch diejenigen, die darüber entschieden haben, wer denn den Preis „Das politische Buch“ in diesem Jahr bekommen soll. Deshalb ein ganz besonders herzliches Dankeschön Herrn Dr. Klaus Hohlfeld und den Mitgliedern der Jury. Über 170 Bücher sind eingereicht worden. Wenn man sich vorstellt, was es bedeutet, all diesen Werken gerecht zu werden und am Ende eine Entscheidung nach bestem Gewissen und so objektiv wie möglich zu treffen, dann ist das eines besonderen Dankes und einer besonderen Anerkennung wert, die ich hiermit gerne zum Ausdruck bringen will.

Der Preis wird seit rund 30 Jahren vergeben, und seit 22 Jahren begleitet die Arbeit der Jury Agnes Gergely, die nun ausscheiden wird. Ich nutze die Gelegenheit, vor dem gesamten Publikum zu sagen: Herzlichen Dank und alles Gute für die Zukunft! Die Jury hofft wahrscheinlich ebenso wie wir, dass wir eine genauso qualifizierte und charmante Nachfolgerin für diese Aufgabe finden werden.

Neben der Rede der Preisträgerin und der Laudatio gehört es sich, dass bei einem festlichen Anlass auch eine Festrede gehalten wird. Dafür haben wir, wahrscheinlich auch aufgrund eines gewissen Spannungsverhältnisses zwischen der politischen Betrachtung der Entwicklung der Städte und dem besonderen Blick, den unsere Preisträgerin auf die Citys geworfen hat, den Staatssekretär für Bauen und Wohnen aus der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt gewinnen können: Herrn Professor



Dr.-Ing. Engelbert Lütke Daldrup. Ein herzliches Dankeschön für die Bereitschaft, die Festrede zu halten. Wir sind natürlich gespannt, wie die Betrachtung der gesellschaftlichen Entwicklungen aus Sicht der Stadt Berlin ausfallen wird.

Wir vergeben den Preis seit 1982 und haben eine illustre Schar von Preisträgerinnen und Preisträgern aus sehr unterschiedlichen Verantwortungsbereichen: aus der Literatur, aber auch aus Gesellschaft und Politik. So sind Václav Havel und Helmut Schmidt unter den Preisträgern, und man könnte die Reihe natürlich um 30 weitere Namen ergänzen. Sie zeugt davon, wie wir das politische Buch verstehen: Es behandelt politische Themen – nicht im engeren Sinne Politik – und betrachtet Politik als das, was sie eigentlich ist, nämlich die Organisation des Zusammenlebens von Menschen. Dieser Politikbegriff, gleichsam als Überschrift gewählt, war das entscheidende Kriterium bei der Auswahl. Ich habe das Buch „hoch über den Wolken“ auf einem Flug von Myanmar nach Frankfurt gelesen. Mit diesem Buch, davon bin ich nach der Lektüre überzeugt, gewinnt der thematische Reigen der bislang ausgezeichneten Bücher einen ganz besonderen neuen Aspekt hinzu.

In diesem Sinne heiße ich Sie herzlich willkommen und freue mich, dass ich jetzt die Festrede ankündigen kann. Herr Staatssekretär, Sie haben das Wort.



Festrede

Prof. Dr.-Ing. Engelbert Lütke Daldrup

Staatssekretär für Bauen und Wohnen
der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung
und Umwelt, Berlin

Sehr verehrte Festgemeinde, lieber Kurt Beck, liebe Frau Professorin Hannelore Schlaffer, ich freue mich, dass Sie mich gebeten haben, einige Worte zu sagen. Ich war so leichtsinnig, diese Festrede zuzusagen, als ich dieses Amt noch nicht innehatte und ein bisschen mehr Zeit hatte. Ich war nämlich vorher Geschäftsführer der Internationalen Bauausstellung (IBA) in Thüringen und dachte mir: Da hast du genügend Zeit, dich ordentlich vorzubereiten.

Hannelore Schlaffer schreibt in ihrer hellsichtigen und treffenden Analyse des Straßenlebens der geplanten Stadt unter anderem: „Der spektakuläre Anblick des Gebäudes ist für die Selbstdarstellung der Investoren und Stadtväter in Wahrheit wichtiger als die Akzeptanz der Bürger.“ Als ich diesen Satz las, dachte ich: Da hat sie recht. An anderer Stelle schreibt sie: „In solch ästhetischer Dämmerung beginnt das Glück der demokratischen Gleichheit.“ Da kommt man schon ins Nachdenken. Ich will jetzt eigentlich zum Buch gar nicht viel mehr sagen, weil ich es Ihnen zur Lektüre empfehle. Es enthält eine ganze Reihe interessanter Gedanken, auch für jemanden, der wie ich ein einfacher praktizierender Stadtplaner ist und zu dem Thema, zu dem sich Soziologen, Anthropologen und andere kluge Menschen sehr viel kompetenter äußern können, relativ wenig zu sagen vermag. Deshalb habe ich mir gedacht: Sprich über die Dinge, von denen du etwas verstehst. Und ich will zu Ihnen darüber sprechen, vor welchen Herausforderungen Städte in Europa heute stehen.

Wenn man es ganz knapp auf den Punkt bringt, kann man vielleicht sagen: Nachhaltige Entwicklung, wirtschaftliche Stabilität, sozialer Zusammenhalt, manche sprechen auch von der „solidarischen Stadt“ wie wir hier in Berlin,



und ökologische Vorsorge – das sind Themen, die die Stadtpolitik fundamental bewegen. Die soziale Teilhabe aller zu fördern, die Städte und ihre Regionen ökologisch umzubauen, das Zusammenleben in den Städten zu organisieren, auch darüber nachzudenken, was unsere Städte im Innersten zusammenhält, was unsere demokratischen Gemeinschaften heute ausmacht, und die Frage der solidarischen Stadt – darum geht es. Aber es geht auch darum, dass unsere Bürger von ihrer Stadt eben nicht nur erwarten, dass sie dafür sorgt, dass alles ordentlich ist und funktioniert, sondern sie haben auch eine Frage: Wie sehen unsere Städte eigentlich aus? Sind sie schön? Fühlen wir uns in ihnen wohl? Ist die bauliche Umwelt angenehm? Auch darauf ist unsere heutige Preisträgerin in ihrem Buch eingegangen.

Seit Jahrhunderten ermöglichen die Städte in Europa Chancengleichheit, Integration und Teilhabe. Das gilt vor allen Dingen für ihre jeweiligen Stadtquartiere. Wie ich in Hannelore Schlauffers Buch gelernt habe, gilt das vielleicht nicht so stark für die City, die offenbar eine andere Funktion hat.

Die besonderen Qualitäten der europäischen Stadt weiterzuentwickeln und – wo immer nötig – auch zu verteidigen, das ist eine wichtige Angelegenheit. Regionen und Städte müssen sich angesichts globaler Ungleichgewichte sehr mit ihrer Integrationsbereitschaft auseinandersetzen. Sie müssen eine echte Willkommenskultur entwickeln. Denn Zuwanderung wird eine immer größere Bedeutung in unseren Städten, gerade in den großen Städten und den Metropolen, haben. Und: Wir haben in den Städten in Europa ein funktionierendes Gemeinwesen entwickelt, das demokratische Rechte, Gedankenfreiheit und Mitbestimmung garantiert, was eine wichtige Grundlage erfolgreicher Stadtentwicklung ist.

Ein Thema, das uns gerade sehr beschäftigt, ist die Frage: Wie bekommen wir die Energiewende in den Griff? Wir wissen, dass der Klimawandel nicht nur vor uns steht, er findet tatsächlich statt. Die Temperaturen sind bereits um 0,7 Grad gestiegen, und Berlin wird sich darauf einstellen müssen, im Jahr 2050, 2080, 2100 drei, vier, fünf Grad höhere Temperaturen zu haben. Es ist mittlerweile fast unrealistisch geworden, dass wir das auf allen internationalen Konferenzen beschworene Zwei-Grad-Ziel noch schaffen werden. Das heißt, in Berlin wird es mindestens so warm werden wie heute in Rom oder – wenn wir Pech haben – wie in Athen. Hierbei rede ich über eine Zeit von zwei bis drei Generationen.

Diese Veränderungen haben uns zur Energiewende motiviert. Diese Energiewende betrachten wir vor allem als ein technisches und finanzielles Problem. Wie können wir das schultern, ist das zu machen usw.? Ich glaube, dass wir in den Städten und auch in den ländlichen Regionen darüber nachdenken müssen: Wofür geben wir eigentlich das viele Geld aus, das wir in die Energiewende als Stromkunden, als Steuerzahler investieren? Welche Bedeutung hat das für unsere Landschaftsräume? Was heißt das für unsere städtebaulichen Bilder? Was bedeutet das für die Organisation unserer Stadtquartiere? Ich glaube, in gewisser Weise steht unsere Gesellschaft vor einem ähnlichen Paradigmenwechsel wie damals, als das Öl die Automobilisierung oder die Kohle die dampfbetriebene Eisenbahn ermöglichte. Immer wenn neue Energiesysteme ein Gesellschaftssystem erfassen, führt



das zu fundamentalen Veränderungen ihrer baulich-räumlichen Strukturen und ihrer Landschaftsräume. Insofern stehen wir vor einer ganz entscheidenden Weichenstellung, die uns sicherlich 50 Jahre und mehr beschäftigen wird.

Stichwort Mobilität: Eigentlich wissen wir alle, dass der Zeitpunkt, zu dem die Hälfte des Öls, das wir auf der Welt besitzen, gefördert worden ist, bereits hinter uns liegt, auch wenn die Experten ein wenig darüber streiten, wann genau es war. Wir wissen auch, dass nicht nur wir in Europa Autos fahren wollen. Mittlerweile ist der chinesische Automarkt größer als der europäische. Das heißt, die Konkurrenz um das Öl – das wissen wir auch schon seit dem Irak- und anderen Kriegen – spielt eine dominante Rolle. Wir wissen – oder wir könnten wissen –, dass die auf Öl basierende Automobilität in 30 oder 50 Jahren vielleicht nicht mehr möglich sein wird. Wir werden also über eine andere Kultur der Mobilität nachdenken müssen.

Der größte Teil Berlins (unter anderem der gesamte Bereich innerhalb des S-Bahn-Rings) wurde gebaut, als es noch keine Autos gab. Es gab Kutschen, Pferde usw. Es gab große Stallungen in Kreuzberg, in denen die Leute ihre Pferde unterstellten. Die Stadt in ihrem Kern war schon da, als wir



noch keine Automatisierung im heutigen Sinne hatten. Berlin und andere Städte wird es auch noch geben, wenn das Auto nicht mehr das dominante Verkehrsmittel ist. Das ist eine Frage, die uns in der Profession der Stadt- und Raumentwicklung sehr beschäftigen muss. Wir müssen wieder darüber nachdenken, wie die Stadt der kurzen Wege funktioniert, wie mit öffentlichen Verkehrsmitteln die Mobilität organisiert werden kann, was Elektromobilität in der Zukunft bedeutet, wie kompakte Siedlungsstruktur erreicht werden kann, wie wir sozusagen eine effektive Nutzung unserer Ressourcen organisieren können.

Stadt und Region: Wir haben in den letzten Jahrzehnten, vielleicht schon Jahrhunderten, immer wieder erlebt, dass die Transportkosten gesunken sind. Man kann es jeden Tag auf den bundesdeutschen Autobahnen sehen: Die Logistik ist enorm gewachsen, und die internationale Arbeitsteilung funktioniert über eine fortgesetzte Reduktion der Transportkosten. Denken Sie an die großen Containerschiffe mit 10.000 Containern, die man in der Elbemündung sehen kann. Das heißt, unsere ganze Ökonomie ist immer mehr auf eine globale Arbeitsteilung hin organisiert worden.

Dennoch werden stadregionale Kooperation und regionale Kreisläufe wichtiger werden, weil ich nicht glaube, dass diese Entwicklung immer so weitergehen wird. Transport erfordert enorme Mengen von Energie. Die Fragen, wie wir uns ökologisch umorganisieren wollen, wie wir regionale Kooperationen, Kreisläufe schaffen, wie wir die Nahrungsmittelversorgung der Städte aus dem Umland sicherstellen können, damit wir noch wissen, was wir essen, und nicht nur Vermutungen darüber anstellen, wie wir Energieverbünde in den Regionen organisieren, regionale Produktionskreisläufe etablieren – all diese Fragen werden zukünftig möglicherweise wieder eine wesentlich größere Rolle spielen, trotz Globalisierung.

Die Wissensgesellschaft: Als ich studiert habe, gab es viele Propheten, die gesagt haben: IT wird dazu führen, dass die Stadt, sozusagen der Ort, der Raum an Bedeutung verliert. Überall kann man sich medial vernetzen. Das stimmt. Und trotzdem erleben wir ein Phänomen, das eigentlich irre ist. Die Leute wollen alle in die Städte. Wir haben in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg noch nie eine so starke Renaissance der Städte erlebt wie zurzeit. In Berlin sind in den letzten Jahren 40.000 Menschen zugewandert. Netto! In Leipzig, einer Stadt mit etwas mehr als einer halben Million Einwohnern, waren es pro Jahr 10.000 Menschen. In Ostdeutschland, wo alle über Schrumpfung reden und wo Schrumpfung auch in den Regionen real massiv stattfindet, sind die größeren Städte ganz offensichtlich die Profiteure. Es liegt im Kern daran, dass die kreativen Sektoren wie Wissen, Bildung, Kultur sich an diesen Standorten wohl fühlen. Sie sind sehr stadtaffin. Alle modernen Dienstleister wollen in die Städte. Das führt dazu, dass die Städte enorm an Bedeutung gewinnen. Die Wissensgesellschaft liebt offenbar urbane Milieus. Sie sind innovationsträchtig, können den Wissensaustausch organisieren und vieles andere mehr.

Woran bauen wir? Eine der großen Qualitäten Europas sind unsere Städte. Die europäischen Städte haben immer Integrationsfähigkeit bewiesen, in sozialer und baulicher Hinsicht. Sie sind nicht klassisch geblieben. Sie haben nicht immer im gleichen Stil weitergebaut. Aber wir haben vieles, was in Europa die Städte von der Ukraine bis Portugal und von Skandinavien bis



Griechenland verbindet: die städtebaulichen Traditionen und die demokratische Verfasstheit, die Chancengleichheit, die Inklusionsleistung etc. Dies unterscheidet unsere Städte – aus meiner Sicht – fundamental von den asiatischen und amerikanischen. Es ist eine Qualität, die wir unter bestimmten Aspekten, und darauf weist das Buch von Hannelore Schläffer hin, in den Citys ein Stück weit verloren haben. Das, was einmal Altstadt war, ist sicher die heutige City nicht mehr. Aber im Großen und Ganzen haben wir in den europäischen Städten eine Situation, die doch eine große kulturelle Leistung darstellt, Inklusion garantiert und urbane Arrangements bereitstellt, die überschaubar und lesbar sind.

Viele Städte dieser Welt sehen gleich aus. Unsere Städte hingegen sind Städte mit Eigenschaften. Sie sind in wesentlichen Teilen unterscheidbar. Es gibt eben nicht nur Stahl- und Glaspaläste wie überall, sondern wir haben städtebauliche Traditionen, die auch ablesbar sind.

In Europa haben wir uns, als Deutschland 2007 die EU-Ratspräsidentschaft innehatte, intensiv mit den europäischen Städten beschäftigt. Vor welchen Herausforderungen stehen sie? Was ist eigentlich zu tun? Die Planer haben

eine Strategie, die sie integrierte Stadtentwicklung nennen. Damit meinen sie eine bestimmte Form von Governance, wie wir die Themen bearbeiten. Sicher besteht die große Herausforderung in unseren Städten darin, eben nicht nur sektoral an den Themen zu arbeiten, sondern in den Quartieren die verschiedenen Themen zusammen zu diskutieren. Die Erkenntnis, dass die integrierte Betrachtung der Themen – man könnte es auch mit dem Begriff Nachhaltigkeit umschreiben – eine ganz wichtige Strategie ist, ist mittlerweile sehr weit in Europa verbreitet.

Wir waren uns 2007 mit allen Nachbarländern einig, dass es wichtig ist, sich um die benachteiligten Quartiere in den Städten zu kümmern, und zwar aus den verschiedensten Gründen. Sie sind häufig Ankunftsorte von Zuwanderern. Sie sind manchmal Orte, an denen sehr viele Menschen leben, die wir als bildungsfern bezeichnen. Und da wir eine Gesellschaft sind, die immer älter wird, stellt sich gerade an diesen Orten die Frage, ob wir es schaffen, unsere demografischen Probleme ein Stück weit zu bearbeiten. Denn wenn wir die Generation der jungen Migranten in diesen Quartieren verlieren, auch als Arbeitskräfte mit Qualifikation, dann haben wir eine wichtige Thematik aus dem Blick verloren. Insofern ist auch unter städtebaulichen und stadtentwicklungspolitischen Aspekten die Sorge um die benachteiligten Quartiere nicht nur eine Frage von sozialem Mitgefühl, sondern auch eine Frage von Ökonomie. Die Fachkräfteentwicklung in diesen Quartieren ist ein ganz wichtiges Thema.

Auf der nationalen Ebene haben wir mit der nationalen Stadtentwicklungspolitik versucht, Akzente zu setzen, indem wir ein bisschen das traditionelle Bild infrage gestellt haben. Früher haben die Planer immer gedacht, sie könnten die Welt verändern, und haben immer den Staat primär in der Verantwortung gesehen. Wir haben heute gelernt, dass Stadtentwicklung ein Gemeinschaftswerk von vielen ist: der Zivilgesellschaft, der Wirtschaft, natürlich auch der öffentlichen Hände. Genau darauf muss sich die Stadtentwicklung viel stärker besinnen. Deshalb haben wir uns auch mit bestimmten Themen beschäftigt:

- Wie können wir die Bürger aktiver an der Stadtentwicklung beteiligen?
- Wie können wir die soziale Stadt stärken?
- Was hält eigentlich die Stadt im Innersten zusammen? Wie können wir Chancen schaffen und sozialen Zusammenhalt bewahren?
- Wie können wir die Fähigkeit von Städten, Innovationsmotor zu sein und wirtschaftliche Potenziale zu organisieren, unterstützen?
- Wie können wir die Städte auf den Klimawandel einstellen? Wie die Stadt von morgen bauen?
- Wie können wir uns darum kümmern, dass Städte besser gestaltet werden? Nicht alles ist wirklich gut gestaltet, und die Bürger betrachten das ziemlich kritisch. Viele der Fehlleistungen meiner und anderer Professionen werden heute zu Recht sehr kritisch beurteilt. Denn die Fragen „Wie sieht es eigentlich aus?“, „Ist es schön?“, „Ist es angenehm?“ bewegen die Bürger.
- Wie gestaltet sich die Zukunft der Städte im regionalen Kontext?

Auch müssen wir in den Städten mehr über Verkehr reden. Wir haben in den 50er-, 60er-, 70er-Jahren sehr viel gebaut: große Straßen, Stadtautobahnen. Wir haben die Städte – wie manche etwas böse sagen – an vielen Stellen autogerecht „zugerichtet“. Die Frage, wie wir Mobilität in den Städten wieder kultivieren, und zwar so, dass nicht nur das Automobil die Gestaltung der städtischen Räume diktiert, ist zentral. Wir haben eine große Chance, denn die vielen Straßen, Brücken usw., die wir in den 60er-, 70er-Jahren gebaut haben, müssen heute saniert oder sogar neu gebaut werden. Machen wir es genauso schlecht wie damals oder können wir es besser machen? Die Frage, wie wir mit dem Verkehr in den Städten umgehen, ist ganz zentral auch für die Qualität unserer städtischen Räume, für ihre Aufenthaltsqualität. Hier können wir eine ganze Menge erreichen.

Das Gleiche gilt für die Energiewende. Da stellen sich Fragen der Gestaltung: Wie sieht das eigentlich aus? Das betrifft nicht nur die „Spargeltürme“ in der Landschaft, sondern auch die Häuser. Wir pflastern unsere Dächer mit Solarpaneelen, die aus dem Baumarkt stammen. Mit Plastik verpacken wir unsere schönen Gründerzeitvillen. Wir bauen Biogasanlagen, die aussehen

wie Bunker. Ich glaube, wir brauchen eine Kultur der Energiewende, die auch die Frage stellt: Was bedeutet die Energiewende für die Schönheit unserer Städte und Landschaftsbilder? Wie können wir da etwas erreichen? Die KfW-Förderung, die 1,5 Milliarden Euro im Jahr ausgibt, damit unsere Häuser in Polyesterschaum eingepackt und andere schöne Dinge getan werden, ist ins Wirtschaftsministerium gewandert. Da schwant mir nichts Gutes für die Baukultur. Ich will nur einen Appell an alle politisch Handelnden richten, sich in dieser Frage ein bisschen Gedanken zu machen.

Es geht also um den behutsamen ökologischen Umbau unserer Quartiere und eben nicht unserer Häuser. Wir haben in den letzten zehn Jahren in der ganzen Energieeffizienzdebatte uns vor allem um das einzelne Haus gekümmert. Wir haben versucht, das einzelne Haus möglichst toll zu machen, vielleicht sogar zu einem Plusenergiehaus – was eigentlich nur im Neubau geht. Es ist auch gar nicht entscheidend, denn wir bauen nur wenige Wohnungen neu. Wir haben 40 Millionen Wohnungen. Im letzten Jahr haben wir 250.000 gebaut. Die Frage der Effizienz wird also im Bestand und nicht im einzelnen Haus entschieden. Hier wird entschieden, ob es uns gelingt, effiziente Quartiere zu bauen. Und nicht bei jedem Haus macht Dämmen überhaupt Sinn. Wenn ich im Quartier eine gute Fernwärme habe, die möglicherweise aus Abwärmenutzung resultiert, wieso soll ich dann noch die Häuser dämmen? Das heißt, die Betrachtung einzelner Häuser ist in der Energieeffizienzdebatte im Grunde ein Irrweg.

Ich komme zum nachhaltigen Umbau unserer Quartiere. Wir hatten nach dem Krieg die aufgelockerte Stadt. Dann kam die Urbanität durch Dichte in den 1960er-Jahren. Wir haben eingesehen, dass es Sinn macht, die alte Stadt in Ordnung zu bringen. Wir haben uns von der Abrissanierung verabschiedet. Da war Berlin ein wenig Vorreiter mit der Internationalen Bauausstellung in den 80er-Jahren. Wir haben die alte Stadt wiederentdeckt, die behutsame Erneuerung. Wir haben darüber nachgedacht: Wie können wir die Städte kompakt halten? Ich habe eben unter dem Aspekt des Verkehrs auch sehr für Kompaktheit geworben.



Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die Balance in den Städten organisieren, die Balance des Freiraums und des bebauten Raums, der Kältspeichermöglichkeiten urbaner Landwirtschaft und attraktiver Grünflächen. Gerade in Berlin erleben wir eine heftige Debatte darüber, wie diese Balance aussieht. Wir brauchen neue Wohnungen, nicht zuletzt für die zu uns kommenden Menschen. Wir haben ein riesiges, 350 Hektar großes Tempelhofer Feld. Wir werden in gut einer Woche darüber abstimmen, ob es erlaubt ist, auf diesem Feld 50 Hektar zu bebauen und einen Freiraum zu behalten, der größer ist als der Tiergarten. Man sieht, die Debatte darüber, wie eine Stadt die Schmerzen des Wachstums verarbeiten kann, ist schwierig. Wir haben uns alle darin eingerichtet, dass es doch wunderbar bequem ist, wenn wir nicht mehr wachsen. Wir haben es uns darin gemütlich gemacht – vor allem die Besitzer von schönen, großen Wohnungen. Für die Neankömmlinge, für die zu sorgen ist, die vielleicht auch nicht so mietzahlungsfähig sind, haben wir bisher nicht so viele tolle Ideen. Darum müssen wir uns mehr kümmern.

Wir müssen uns auch um unsere Infrastruktur kümmern: Wenn wir eine Energiewende wollen, brauchen wir im Bereich der Energieversorgung eine ganz andere Infrastruktur. Wir haben nicht mehr das große Kraftwerk draußen, das in einem großen Kanal die Energie in die Stadt pumpt, son-

dern wir haben plötzlich Tausende von Produzenten in den Städten mit Solarpaneelen, kleinen Windkraftwerken, Blockheizkraftwerken usw. Das wird eine ganz neue Infrastruktur erfordern. Das wissen wir schon länger, aber es konkret zu machen, ist die eigentliche Herausforderung, die die Städte in den nächsten 30 Jahren mächtig beschäftigen wird. Insofern glaube ich, dass von allen Themen, die auf uns zukommen, die Energiewende und die damit verbundene Veränderung des Energiesystems unsere Städte am nachhaltigsten verändern werden.

Beim Verkehr sind wir ganz groß in Sonntagsreden. Der Verkehr ist das traurigste Kapitel unseres ökologischen Umbaus. Da haben wir nichts erreicht. Zwar werden unsere Autos jedes Jahr ein bisschen besser. Das heißt, wir brauchen ein bisschen weniger Sprit. Aber wir fahren mehr. Beim Fliegen ist es noch deutlicher: Jeder Bürger dieses Landes fliegt im Schnitt jedes Jahr fünf Prozent mehr. Unsere Flugzeuge werden aber pro Jahr nur zwei Prozent effizienter. Wir haben also keinen Effizienzgewinn, sondern werden schlechter. Wir reden darüber, dass die Effizienztechnologie in der deutschen Automobilindustrie wunderbar ist, weil wir jedes Jahr ein bisschen besser werden. Dass wir aber in toto in diesem Feld, in dem wir ein Drittel unserer Energie verbrauchen, relativ wenig geschafft haben, ist auch ein Teil der Wahrheit.

Wir müssen uns umstellen. Elektromobilität wird sicher ein großes Thema werden. Sie ist auch gut, wenn der Strom nicht aus Atomkraftwerken kommt, sondern aus erneuerbaren Energien. Wir haben mittlerweile eine ganze Menge Windkraftwerke, aber das Speichern müssen wir noch lernen und werden es auf die Dauer auch hinbekommen. Dann haben wir die Chance, die Mobilität ein Stück weit zu verändern. Des Weiteren müssen wir wieder stärker auf das setzen, was Teil der Mobilität ist: zu Fuß gehen, mit dem Rad fahren und den öffentlichen Nahverkehr benutzen. Denn das wird zumindest in den Städten die einzige ökologisch vertretbare Fortbewegungsart der Zukunft sein.

Last but not least: gesellschaftliche Integration. Auch in Europa nimmt die Spaltung zwischen Arm und Reich in den Städten zu, trotz all unserer Be-

mühungen. Ein großes Instrument, das wir früher hatten, den sozialen Wohnungsbau, haben wir faktisch nicht mehr, wenn überhaupt, dann nur in einer marginalen Restgröße. 500 Millionen Euro Entflechtungsmittel stellt der Bund den Ländern bereit. Einige Länder und Kommunen legen einiges drauf. Das können sich vor allem die reichen Kommunen leisten. In Berlin können wir uns 64 Millionen Euro im Jahr leisten, in München kann man sich 800 Millionen Euro im Jahr leisten. Daran sieht man ein bisschen die Polarität in der Republik. Die Hamburger können sich immerhin 200 Millionen Euro im Jahr leisten.

Der soziale Wohnungsbau war sicher ein wichtiges Instrument, um soziale Mischung zu organisieren. Wir werden uns bei diesem Thema alle weiter mächtig anstrengen müssen. Wir sind weit entfernt von Verhältnissen wie beispielsweise in São Paulo, wo die Segregation extrem ist. Die europäischen Städte sind immer noch sehr stark gemischt. Aber wir dürfen die Augen nicht verschließen: Die Segregation nimmt zu. Wir machen in Berlin ein zweijähriges Sozialmonitoring und sehen schon, dass wir in den äußeren Stadtquartieren eher die Probleme haben und der innere Stadtbereich mittlerweile, zumindest in Teilen, von Gentrifizierung erfasst ist.

Wir brauchen also viele, die sich um die nachhaltige Stadt kümmern. Das ist ein wichtiges Thema, damit wir in kleinen und großen Bündnissen gemeinsam vorankommen. Wir müssen heute darüber nachdenken, wie die Zukunft aussieht, heute an das Morgen denken. Wir sollten mutig nach Alternativen suchen. Ich behaupte, nichts ist alternativlos, auch wenn wir das manchmal in Radio und Fernsehen hören. Ich glaube auch, wir müssen wieder ein bisschen mehr Mut haben zu experimentieren. Das ist für einen praktizierenden Politiker viel schwerer zu sagen als für einen IBA-Geschäftsführer. Da sind Experimente quasi eingebucht. Wenn wir als praktische Politiker einen Fehler machen, bekommen wir gleich mächtig Ärger.

Und wir müssen den Mut haben, Zukunft zu bauen, und zwar im Wettbewerb um die besten Ideen. Wir dürfen uns als Planer und Architekten nicht auf ein Feld zurückziehen, das zurzeit sehr en vogue ist. Viele meiner Kolleginnen und Kollegen verstehen sich heute vor allen Dingen als Modera-

toren. Das ist durchaus berechtigt. Aber letztlich sind wir dafür verantwortlich, unsere Städte zu gestalten und weiterzuentwickeln. Und die Politik, das sage ich selbstkritisch und kritisch allgemein, kann sich da nicht wegdrücken. Wir haben ein Wohnungsthema in der Stadt. Wir können nicht so tun, als ginge uns das nichts an. Insofern ist der Gestaltungsauftrag wichtig. Zum Gestaltungsauftrag gehört, dass wir Baukultur produzieren, dass wir versuchen, anständige Straßen zu bauen. Die Pariser konnten Straßen mit zehn Autospuren bauen, die immer noch anständige Straßen sind. Wir sollten versuchen, gute Parkanlagen zu bauen. Die Gestaltung des öffentlichen Raums ist eine Kernaufgabe der öffentlichen Hand. Fürs private Bauen sind in der Regel die Privaten verantwortlich. Wir sind für den öffentlichen Raum verantwortlich.

Da bin ich nun wieder näher beim Thema unserer heutigen Veranstaltung. Der öffentliche Raum in den Innenstädten, die Fragen, wie er angelegt ist, wer ihn benutzen kann, wie er konzipiert ist, welche soziale Funktion er erfüllen kann, sind ein ganz wichtiges Thema. Wir können natürlich auch wieder Straßen reurbanisieren, schöne Brücken bauen, die nicht nur trostlose Transportkanäle sind. Und wir können sogar Straßenbahnen bauen, die keine Oberleitung haben, die toll aussehen, bei denen man das Gefühl hat: Hier macht öffentlicher Nahverkehr Spaß.

Die europäische Stadt hat Qualitäten, die es sich lohnt weiterzuentwickeln: bauliche, kulturelle Qualitäten, ihre soziale Integrationskraft, ihr ökonomisches und ökologisches Potenzial. Ich halte die europäische Stadt für eine grandiose Kulturleistung. Unsere Städte sind Städte mit Eigenschaften – ein Schatz, der uns über die Grenzen Europas hinaus verbindet und vereint. Ich kann mich noch gut erinnern, wie wir nach dem Fall des Eisernen Vorhangs die osteuropäischen Städte wiederentdeckt und gemerkt haben: Das ist ein gemeinsames kulturelles Erbe, das uns in West und Ost, in Nord und Süd sehr stark verbindet.

Wir haben in Europa viele Themen, über die wir streiten. Aber wie wir diese Städte weiterentwickeln, das kann in Europa ein verbindendes Thema sein.



Laudatio

Dr. Klaus Hohlfeld

Sprecher der Jury

Heute wird ein politisches Buch ausgezeichnet, das sich mit der Gestalt der modernen Großstadt beschäftigt, mit ihrem Erscheinungsbild und ihrer Wahrnehmung als Ort des tagtäglichen sozialen Geschehens. Die Jury hat das Buch von Hannelore Schlaffer „Die City. Straßenleben in der geplanten Stadt“ für den Preis „Das politische Buch“ der Friedrich-Ebert-Stiftung vorgeschlagen. Sie besteht hauptsächlich aus Bibliothekarinnen und Bibliothekaren. Deshalb ist sicherlich ein kleiner Rückblick nicht ohne Interesse, auch gerade wegen der Thematik unseres Preisbuches.

Die Friedrich-Ebert-Stiftung, genauer die ehemalige „Arbeitsgemeinschaft der Verleger, Buchhändler und Bibliothekare in der Friedrich-Ebert-Stiftung“, führte in der 70er-Jahren eine Seminarreihe durch, um ein Arbeitspapier zusammenzustellen mit dem Titel „Bibliothek in einer menschlichen Stadt, Materialien zu einer aktuellen Diskussion“. Beiträge aus der Fachzeitschrift „Buch und Bibliothek“ wurden durch Texte namhafter Kultur- und Kommunalpolitiker wie Hermann Glaser ergänzt. Es ging um den Stellenwert der kommunalen öffentlichen Bibliothek in der Stadt, die den Idealen einer urbanen Lebensform verpflichtet ist, einer Stadt, in der sich Wohnen, Arbeiten und Freizeit neben- und miteinander problemlos verwirklichen lassen, in der Kultur nicht als Gegenwelt zu den ökonomischen Zwängen gesehen wird, in der die Bibliothek den Bedürfnissen öffentlicher und privater Interessen nachkommt. Das Arbeitspapier spiegelte den Diskussionsstand zum Thema „Stadtplanung und Kulturpolitik der 70er-Jahre“ wider, fokussiert auf die kommunale öffentliche Bibliothek. Die „Arbeitsgemeinschaft der Verleger, Buchhändler und Bibliothekare in der Friedrich-Ebert-Stiftung“ nahm den erfolgreichen Verlauf und die Ergebnisse der Seminarreihe zum Anlass,



den Preis „Das politische Buch“ zu begründen. 1982 wurde er zum ersten Mal verliehen. Es gab Kontinuitäten bei den Teilnehmern der Seminarreihe und der Jury, teilweise bis heute.

Und nun wird ein Buch ausgezeichnet, das die damalige Sichtweise mit dem Ideal urbaner Qualität doch ziemlich infrage stellt, weil sich die heutige Realität anders darstellt. Darin besteht der besondere Wert, aber natürlich auch der Reiz des Buches. Denn es richtet den Blick auf eine Realität, die mit der traditionellen, weitgehend idealtypischen Vorstellung von Stadt als Ort der Kommunikation, des ziellosen Flanierens, des Sehens und Gesehenwerdens nicht mehr viel zu tun hat. Das Buch rückt einiges zurecht, es desillusioniert und macht damit den Blick frei. Die inzwischen als historisch erlebte Ausformung der Stadt, wie sie sich exemplarisch im Paris des 19. Jahrhunderts zeigte, wird bei Hannelore Schläffer zum Gegenentwurf der modernen Großstadt, deren Lebensader die City geworden ist, die Geschäftsmeile mit Einkaufszentren, Verwaltungen, Banken. Hannelore Schläffer beschreibt auf unnachahmlich subtile Weise diesen modernen Mittel- und Angelpunkt der Stadt aus verschiedenen Perspektiven. Dabei wird verdeutlicht, wie sich hier tagtäglich Menschenmassen konzentrieren, die hier arbeiten und konsumieren. Die City ist ein Spiegel der heutigen



Gesellschaft. Sie ist das Ergebnis ökonomischer Planung, begünstigt durch die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg. Wir werden durch das Buch von Hannelore Schlaffer sensibilisiert für die Tatsache, dass die traditionelle Vorstellung von einer Stadt, die sich um Kirche, Marktplatz und Rathaus entwickelt hat, nicht mehr der Realität entspricht, uns auch nicht mehr weiterhilft, wenn wir versuchen, die heute bestehende Stadt weiterzudenken.

Der Text wird von Hannelore Schlaffer als „Essay“ bezeichnet. Damit wird Offenheit für weitere Überlegungen signalisiert. Die historische Perspektive bleibt im Buch überall präsent, indem die jetzige Ausformung der Stadt mit der City als Angelpunkt als etwas Gewordenes, Geplantes verstanden wird, verständlich nur dann, wenn man die früheren Formen von Stadt kennt, wenn auch oft in ihrer Verklärung und literarischen Fixierung.

Die politische Dimension des Buches besteht in der indirekten Aufforderung, Ehemaliges als Ehemaliges zu sehen und sich mit Tatsachen zu beschäftigen, auch wenn sie uns nicht unbedingt gefallen. Es stellen sich Fragen. Ist der

Kernbereich der Stadt, die City, die einzige Zone, die rein ökonomisch determiniert ist? Wo ist der Platz, an dem der Bürger auch noch andere Interessen jenseits der ökonomischen befriedigt? Wo in der Stadt haben Wissenschaft, Künste, Museen, Theater, Bibliotheken ihren Platz? Sind sie nur in Randzonen denkbar, als bloße „Schnörkel am Überbau“, als „Gedöns“? Sind sie etwa nur Feigenblätter für eine durch und durch ökonomisierte Gesellschaft, deren Spiegel die City der Großstadt ist?

Das Buch bietet Situationsanalysen und provoziert Fragen, auf die es keine schnellen Antworten gibt. Ein Buch „über den Tag hinaus“!



„Das politische Buch“ 2014 Jurybegründung

Kaum ein anderes Thema steht so im Mittelpunkt des politischen Tagesinteresses wie die Ausrichtung unseres städtischen Umfeldes. Das Für und Wider von Großprojekten im Herzen der Stadt provoziert und polarisiert Kommunalpolitik und engagierte Bürgerschaft. Das Buch von Hannelore Schlaffer „Die City. Straßenleben in der geplanten Stadt“ charakterisiert pointiert signifikante Wesensmerkmale der modernen Großstadt und liefert wichtige Impulse für die Auseinandersetzung mit Sachverhalten, die sowohl den städtischen Alltag bestimmen als auch das urbane Bewusstsein prägen. Das historisch gewachsene Stadtzentrum mit dem Neben- und Miteinander der Lebensäußerungen Wohnen, Arbeit und Freizeit gibt es kaum noch. Versuche zur Rückgewinnung einer traditionellen Urbanität sind nicht gelungen. Wie Hannelore Schlaffer überzeugend veranschaulicht, ist der Mittel- und Angelpunkt der Großstadt heute nicht mehr die Zone um Kirche, Markt und Rathaus, sondern die sogenannte City, die Geschäftsmeile mit Bürogebäuden, Banken und Kaufzentren. Hier finden sich tagtäglich, besonders während der Tagesmitte, Mengen von Menschen, die in der City arbeiten und konsumieren. Eine inzwischen historisch gewordene Urbanität als Lebensform charakterisiert nicht mehr die City, sondern die Verdichtung durch Menschen, die in den Vororten und in der Region wohnen und täglich die City bevölkern. Die Gestaltung dieser City ist nicht das Ergebnis politisch kontrollierter Stadtplanung, sondern Ziel der Bemühungen von Investoren. In ihrem reichen Panorama des aktuellen Großstadtlebens entschlüsselt Hannelore Schlaffer die moderne City gleichsam als Chiffre einer durch und durch ökonomisierten Welt. Ihr Essay verbindet in künstlerisch ausgefeilter Form und Sprache Beobachtung, Definition und Analyse und wirft in indirekter, aber immanenter Form Fragen auf, die von hoher gesellschaftspolitischer Relevanz sind.



URKUNDE

Die Friedrich-Ebert-Stiftung
verleiht

Hannelore Schlaffer
für ihr Buch

Die City
Straßenleben in der
geplanten Stadt

den Preis
DAS POLITISCHE BUCH



Kurt Beck
Vorsitzender der Friedrich-Ebert-Stiftung

Berlin, den 15. Mai 2014

Sprecher: Dr. Klaus Hohlfeld (Mannheim)

Horst Baraczewski (Bremen) · Wolfgang Budde-Roth (Bonn) · Jens Hundrieser (Dinslaken)

Dr. Annette Kasper (Jena) · Barbara Lison (Bremen) · Werner Stephan (Stuttgart)

Dr. Beate Tröger (Münster)

Preisrede
Feuilleton und Politik

Prof. Dr. Hannelore Schläffer

Sehr geehrter Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren, ich bedanke mich für den Preis, der mich, über alle Ehre hinaus, freut, ja ich möchte sogar sagen: beruhigt. Meine Bekannten nämlich unter den Lesern des Buches, die mir etwas Freundliches darüber sagen wollen, zählen stets ein paar vereinzelte Beobachtungen auf, Anekdoten sozusagen aus dem Alltagsleben, die auch sie schon, bewusst oder unbewusst, bemerkten und die sie, endlich einmal niedergeschrieben und an- und ausgesprochen, nun besonders amüsieren. Sie dividieren den Text des Buches auseinander in lauter kleine Texte, in Steinchen und Fundstücke, die erfreuen, in Glossen, Kolumnen, Feuilletons, die man schon im 19. Jahrhundert genoss und gerade deshalb abwerten musste als „Schmetterlinge, auf die Nadel gespießt“.

Nur zu amüsieren aber war die Absicht nicht, in der ich das Buch verfasste. Zwar sind mir manche Phänomene des Straßenlebens, das ich beschreibe, zunächst als vereinzelte, wenngleich immer wiederkehrende Erscheinungen aufgefallen, und einige wurden wirklich zuerst einmal als Glossen formuliert und erschienen in Zeitungen oder Zeitschriften. Doch bin ich keine Sammlerin, und das Buch, das ich vorhatte, sollte keine Anthologie sein. Das Einzelne entpuppte sich mir stets als Symptom, das auf einen größeren Zusammenhang verwies und das dazu verlockte, hinter der amüsanten Erscheinung jenes Quantum Wirklichkeit hervorzuholen, das es mit dem Ganzen verbindet. Nachträglich würde ich gerne für meine Beschreibung des Straßenlebens eine Beobachtung Hermann Bahrs als Motto zitieren: „Im Gehen wird der größte Lügner wahr“; denn, so erläutert Bahr seine Devise, „was einer kaum selbst von sich weiß, so tief ist es, können alle an seinem Gange sehen [...]. Man zwingt einen Zornigen zu langsamen, be-

dächtigen Schritten; andantino soll er uns seine Wut erzählen. Die aufheiternde Kraft des Tanzes beruht darin, daß er uns die Stimmung der Füße über den Kopf wachsen läßt“ (Bahr, 101). Die Grafologie der Bewegung, die ich vorhatte, sollte den Charakter alles Einzelnen enthüllen und in diesem noch einmal den einer ganzen Gesellschaft.

Ich habe allerdings, um Adalbert Stifter zu zitieren, „bunte Steine“ gesammelt und, wie es der Dichter in seiner berühmten Vorrede formuliert, im Kleinen das Große wiederzufinden gesucht oder, um es nun doch mit einer bedeutenderen Autorität der politischen Theorie, mit Friedrich Engels, zu sagen: Ich habe mich im Hintergrund der „Staatsaktionen“ herumgetrieben, um herauszufinden, wie Geschichte in die Lebensgeschichte von jedem Mann eingeht. Engels formuliert diesen Zusammenhang mit gebührender theoretischer Nachdrücklichkeit und wissenschaftlicher Trockenheit in einem berühmten Satz aus seiner ideologiekritischen Schrift „Anti-Dühring“: „Die Vorstellung, als wären die politischen Haupt- und Staatsaktionen das Entscheidende in der Geschichte, ist so alt wie die Geschichtsschreibung selbst und ist die Hauptursache davon, daß uns so wenig aufbewahrt worden ist über die sich im Hintergrund dieser lärmenden Auftritte still vollziehende und wirklich vorantreibende Entwicklung der Völker“ (MEW 20, 148 Anti-Dühring).

Bedeutsame Erkenntnisse über die „Entwicklung der Völker“ werden sich mir allerdings nicht eröffnet haben; doch bestätigt mich der Preis der Friedrich-Ebert-Stiftung – und deshalb möchte ich noch einmal betonen, wie sehr ich dafür danke – darin, dass ich nicht nur „bunte Steine“ oder „Schmetterlinge“ gesammelt, sondern einen Beitrag zur Erkenntnis dessen zu leisten versucht habe, was nicht gerade die „Entwicklung der Völker“, wohl aber, schlichter gesagt, die des alltäglichen Lebens ist. So verleitet mich denn auch der Preis dazu, noch einmal über die Methode der von mir gewählten Beschreibung nachzudenken und den Zusammenhang von „bunten Steinen“ und anstehendem Gestein oder, ernster und unpoetischer gesagt, von Literatur und Politik zu überdenken: Was also leistet die Literatur, was



leisten literarische Gattungen, die sich mit dem Alltagsleben befassen, für das politische Bewusstsein?

Im 18. Jahrhundert eröffneten sich mit Zeitung und Zeitschrift neue Publikationsmöglichkeiten, und mit ihnen entstanden Texte, die den Alltag der Bürger registrierten und auf ihn einwirken wollten: das Feuilleton etwa, der Essay, der Kommentar, die Korrespondenznachricht. Diese literarischen Kleinformen wurden schnell zu einer beliebten Lektüre und zogen gerade wegen ihres Erfolgs beim Leser einen umso schlechteren Ruf auf sich. Bald nämlich galten sie als Unterhaltung für das am Abend ermattete Bewusstsein eines sonst so arbeitsamen Bürgers. Nicht nur, dass man ihnen allen Ernst absprach, indem man ihre Qualität vor allem in der sprachlichen Brillanz sah und sie, wie anfänglich zitiert, als „Schmetterlinge“ bewunderte. So tröstete schon 1785 die „Münchener Zeitung“ ihre denkfaulen Leser, indem sie ihnen versprach, nur „Edelsteine“ zur Lektüre anzubieten und „nur das Beste über Literatur und Kunst zu berichten“, um sie möglichst gut zu unterhalten (Bender, *Klassiker des F.* 238). Im 19. Jahrhundert wurde selbst das kritischste Feuilleton als Künstlerlaune abgetan und mit liebevollem Schmunzeln bedacht; es sei, so hieß es, von den Bohemiens „in der Gosse ausgedacht und an der Straßenecke niedergeschrieben“. Die Abwertung von Feuilleton und Physiologie, jener humoristischen Charakteristiken von Personen des Straßenlebens, des Beamten etwa, des Sängers, Dirigenten, Studenten, schritt voran, als in der Mitte des Jahrhunderts die kurzen Texte der neu entstandenen Reklame als Rahmen dienten: Die Werbung für Kaffee umgab ein literarischer Text, der den Kaffeetrinker charakterisierte, die Werbung für feine Stoffe wurde mit der karikierenden Beschreibung einer Dame garniert, die die Oper besucht. Da damals noch keine schönen Fotos zur Verfügung standen, mit denen man die Kunden zum Kauf verlocken konnte, fing man sie mit schönen Worten. Die unterhaltsame Glosse ist die Vorläuferin der ewig lächelnden jungen Frau und des quietschvergnügten Comicfigürchens, die heute den Käufer animieren.



Über dieser Degradierung zum bloßen Amüsement und Kaufanreiz darf die Chance, die das kleine Feuilleton hatte und die es auch weiterhin nutzte, nicht übersehen werden. Die literarische Gattung, die ich provisorisch unter dem Sammelbegriff Feuilleton fasse, war mit der Zeitung, einem politischen Organ, entstanden und mit ihr entworfen als literarische Form des politischen Denkens. Wenn Literaturwissenschaftler die Lyrik etwa als die Sprachform des Gefühls, der sinnlichen Wahrnehmungen und der Sprachmusik beschreiben, den Roman als Kompendium von Charakteren, Ereignissen und ihren Folgen schildern, die literarische Form des Handelns und Planens nennen, so wären das Feuilleton, die Glosse, der Kommentar, die Kolumne Formen des hellen Bewusstseins. Das Feuilleton ist die Gattung der politischen Wachsamkeit, des Unmuts und des Protestes. Trotz der verharmlosenden Rezeption, die das Feuilleton im 19. Jahrhundert erfuhr, blieb der politische Charakter der Gattung bewusst. Das „Journal des Débats“, das als Erstes seine kulturellen Nachrichten und Artikel ins untere Fünftel des Blattes, des „Feuille“, also „unter den Strich“, verbannte, als

„Feuilleton“, erklärt gleichwohl ausdrücklich, dass dieser Strich kein Trennungsstrich sein dürfe zwischen Politik und Kultur. Heinrich von Kleist begründete die Zeitschrift „Phöbus“ eigens, um, wie er erklärte, die Chance zu nutzen, „Kritik in allen Formen“ zu üben und seinen Lesern „Urteile über Urteile“ anzubieten. 1848 stellte sich die „Vossische Zeitung“, um dem revolutionären Charakter des Jahres Rechnung zu tragen, „unter das Banner des Fortschritts“; und noch 1933 (23. April, Werke III, 1049) notierte der ins Elsass zurückgekehrte René Schickele, als er von der „Frankfurter Zeitung“ zur Mitarbeit aufgefordert wurde, erleichtert in sein Tagebuch: „Das Feuilleton, letzter Schlupfwinkel der Opposition.“

An seinem Ursprung und in den allerersten Exemplaren, die in Frankreich entstanden, war das Feuilleton ein politisches Pamphlet, als dessen erfolgreichster und folgenreichster Vertreter Louis-Sébastien Mercier (1740–1814) zu gelten hat. Der Vielschreiber verfasste, von einer heftigen Theaterleidenschaft getrieben, zwischen 1769 und 1797 50 Dramen, hatte aber an der Comédie Française keinerlei Erfolg und machte, nach einem Prozess mit dieser Institution, den er 1775 endgültig verlor, ganz Paris zu seiner Bühne. Seither schrieb Mercier Tausende von Skizzen über das Pariser Straßenleben, über die Aristokratie und ihre Salons, über die Cafés der bürgerlichen Intelligenz, über Händler und ihr Marktgebaren, über Angeber, Bettler, Musikanten, Künstler, aber ebenso über die Missstände der Kanalisation in dieser Stadt, in die Menschen aus ganz Frankreich massenweise hineindrängten. Die Hygiene und die Sorge um die Gesundheit des Volkes gehörten zu Merciers bevorzugten Themen, und so darf man wohl sagen: Kein Floh entging seinem scharfen Auge.

Durch Merciers Miniaturen wurde Paris erst zu Paris, zu jener Stadt, die ganz Europa bewunderte und bis heute bewundert. Vor allem aber die Pariser selbst wurden sich ihrer Stadt und ihrer Möglichkeiten gewahr. In Merciers Texten, die in so kurzen Abständen erschienen, dass der Leser des einen schon auf den nächsten wartete – man könnte Merciers Gemälde von Paris den ersten Fortsetzungsroman, die erste Serie nennen –, erkannte

sich der Einzelne als Teil jenes Ganzen, das sich Paris nannte. Die Weisheitslehre der Antike „Erkenne dich selbst“ wandte Mercier zum ersten Mal auf dieses Kollektiv an. „La Cité“, die City, wurde zu einem Kollektivbegriff, dem sich die Einzelexistenz unterordnete. Das große Ganze war nun nicht mehr repräsentiert durch den absolutistischen Staat und die christliche Ökumene, das Kollektiv war die Stadt. Die Bürger betrachteten ihre Existenz in der Stadt nicht mehr als gottgegebenen Zustand und als Schicksal, sie verstanden diese vielmehr als ihre eigene, planbare und politische Angelegenheit. Das Alltägliche, das bis dahin in seiner ewigen Wiederkehr hingenommen worden war, enthüllte sich als historisch gemacht und veränderbar. Die sozialen Unterschiede, für die sich Mercier besonders interessierte, legten durch Paris einen Stadtplan, in dem jeder Leser seinen privaten und noch viel mehr seinen politischen Standort bestimmen konnte.

Die Selbsterkenntnis, zu der die Pariser durch Merciers Beschreibung gelangten, kann als der Ursprung des Klassenbewusstseins angesehen werden: Das wuchernde Kollektiv, das zunächst amorph zu sein schien, wurde auseinandergenommen und neu gegliedert nach Zugehörigkeiten, Lebensstilen, Arbeitsbedingungen; deren optische Erscheinung war der Stadtplan mit seinen Vierteln und der Spannung zwischen Zentrum („Cité“) und Peripherie, der Spannung auch zwischen Schloss, Kirche, Bürgerhaus und Hütte, zwischen Prunk und Dreck. Aus dem wuchernden Menschenhaufen war eine Gesellschaft der sozialen Milieus geworden.

Der Bürger jener Stadt, die aus Merciers Erzählungen hervorging, gehörte zwar noch keiner Partei an, die Lektüre jedoch hatte ihn parteiisch gemacht. Mercier entwickelte mit den Feuilletons bei seinen Lesern jenen Wesenszug, ohne den demokratisches Denken nicht möglich ist: Parteilichkeit. Der Beobachtung, die das Feuilleton enthält, entspringt immer ein Gedanke, allerdings schreitet dieser dann doch nicht bis zur Theorie fort. Die Augenzeugenschaft des empirischen Subjekts zählt mehr als die Theorie des politischen Denkers. Feuilletons sind Meinungsäußerungen, nicht Herausforderungen, Appelle, nicht Befehle.

Parteilichkeit ist Stimmung mehr denn Programm, und das Feuilleton ist der literarische Ort dieser Stimmung. Es übersetzt politische Missstände in Unmutsgefühle. Mit seinen Texten befördert der Autor den Groll des Lesers, und es braucht erst einen nächsten Schritt, um zum politischen Bewusstsein und Handeln fortzuschreiten. Feuilletons sind Anreger, nicht Führer. Das Caféhaus war nicht selten bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein der Beobachterposten des Feuilletonschreibers, und so wirkte, was er dort entwarf und niederschrieb, auf den Leser selbst anregend wie eine Tasse Kaffee: Sein Geist wurde wacher, seine Aufmerksamkeit lebendiger, sein Urteil schärfer, sein Herz pochte parteiischer; er nahm Stellung, doch er entschied sich nicht.

Auch für den Autor blieb das Schreiben der einzige Akt des Protestes, und als einer, der nicht handelt, neigte er zur Melancholie. Die Unglücksmiene ist es denn auch, die dem Feuilletonschreiber Spott und Verachtung derer einbrachte, die fröhlich zur Tat schritten. Mercier durchschaute sich selbst als solch einen tatenlosen Schwarzseher. Das Titelkupfer der ersten Ausgabe der Sammlung seiner Feuilletons zeigt eine Allegorie mit dem Staatsschiff als Krone und einer Mauer, hinter der die Fialen von Notre-Dame und ein Faun erscheinen. Das Motto unter dieser Grafik charakterisiert den Autor als Pessimisten: „Rembrunissons nos pinceaux/ broyons du noir“ (Verdüstern wir unseren Pinsel/ malen wir in Schwarz [oder: hängen wir trüben Gedanken nach]).

1781, im Jahr der Entlassung Neckers durch Ludwig XVI., erschien der erste Band des „Tableau de Paris“. Was könnte besser die politische Wirkung des Feuilletons beweisen als die Zensur, die sofort über den Band verhängt wurde, denn er fand einen reißen Absatz. Mercier musste wieder einmal von der Bühne fliehen, die ihm so viel wichtiger geworden war als die der Comédie Française, aus Paris, stellte sich aber, da die Polizei einen Unschuldigen als den Autor des Buches verhaftete und anklagte, nun, obgleich Zeitungsschreiber doch ein Held, dem Richter mit einem noch druckfrischen Exemplar seines Werkes in der Hand und mit den Worten: „Mein Herr, ich habe vernommen, dass Sie den Verfasser dieses Werkes suchen; hier präsentiere ich Ihnen Buch und Autor zugleich“ (480).



Merciers Sammlung brachte es bald auf sechs, später sogar auf acht Bände mit insgesamt 1.049 Kapiteln. Schon 1783/84 erschienen in Leipzig acht Bände, und diese hatten in Deutschland dieselbe Wirkung wie in Frankreich. Das einzelne Feuilleton konnte noch als Unterhaltung durchgehen, durch die Sammlung war selbst die Meinung eines vereinzelt Autors zum politischen Instrument geworden. Merciers Gemälde der Metropole ist vergleichbar und in seiner politischen Wirkung nicht geringer einzuschätzen als D'Alemberts und Diderots „Enzyklopädie“. In beiden Projekten wird der Mensch sich selbst zum Phänomen. Diese beiden Großprojekte des 18. Jahrhunderts, das eine von der gesamten Elite der Aufklärung veranstaltet, das andere von einem einzigen Mann, definierten Wissen und Lebensstil ihrer Zeit und schufen damit die Basis, auf der sich eine neue Gesellschaft begründen konnte, eine, die nicht, wie bisher die Aristokratie und die Kirche, ihre Herrschaft auf Macht und Gottesgnadentum baute, sondern auf die kritische Beobachtung der Wirklichkeit und auf die permanente Korrektur ihrer Unzulänglichkeiten.

Das Feuilleton ist die poetisch-politische Mischform des dritten Standes, jenes, der die Revolution trug und von ihr profitierte. Eines der späteren Kapitel des „Tableau“ behandelt die „Insubordination“, wendet sich also gegen die Unbotmäßigkeit der Massen, deren Wohl der dritte Stand damals noch nicht im Auge hatte. Der Grundgedanke meines Buches über die „City“ geht von der Feststellung aus, dass sich die Masse, die im Laufe des 19. Jahrhunderts diese Missachtung korrigierte, in der Gegenwart zur friedlichen Menge besänftigte, da sie ihr Ziel erreicht hat. Die Beobachtungen meines Buches müssen nicht, wie die Merciers, zu einer Revolution führen, denn auch die aufrührerischen Massen haben diese längst hinter sich. Wir haben Mercier, der als Beamter im republikanischen Kaiserreich Napoleons sein Leben endete, nicht zu beneiden. Er allerdings meinte den Neid von Mit- und Nachwelt zu spüren. Der von ihm selbst verfasste Grabspruch hat wohl auch den Erfolg im Auge, den er mit dem „Tableau de Paris“ als Anregung zum Widerstand gegen den absolutistischen Staat hatte. Er lautet:

„Menschen aller Länder, beneidet mein Geschick:
Zur Welt gekommen als Untertan,
Liegt mein Grab in einer Republik.“

Manch einer von uns ist allerdings zur Welt gekommen noch „als Untertan“ (einer Diktatur hierzulande oder anderswo), auf jeden Fall wird sich in diesem Lande die Hoffnung erfüllen, dass jeder, wie Mercier, von sich sagen kann: „Es liegt mein Grab in einer Republik.“

Empfehlungsliste 2014

Neben dem Preisbuch empfiehlt die Jury jedes Jahr weitere wichtige politische Bücher:

Andrew Blackwell

**Willkommen im sonnigen Tschernobyl
Verstrahlt, verseucht, vergiftet – eine Erkundung der schlimmsten
Orte der Welt**

München: Ludwig Verlag, 2013. – 384 S., € 19,99

Mit persönlicher Betroffenheit und viel trockenem Humor schreibt der amerikanische Journalist Blackwell über eine Welt, „wie wir sie haben“ und nicht „wie wir sie gern hätten“. Bei seinen Besuchen in Orten und Landschaften, die von Umweltzerstörung gezeichnet sind, solidarisiert er sich mit den dort lebenden und leidenden Menschen. Er lässt aber auch immer wieder anklingen, dass er den Glauben an eine Veränderbarkeit dieser Welt nicht verloren hat.

Daniela Dahn

Wir sind der Staat! Warum Volk sein nicht genügt

Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2013. – 175 S., € 16,95

Daniela Dahn legt mit diesem Essay einen außerordentlich lesens- und bedenkenswerten Text vor, in dem sie bewusst an den Ruf „Wir sind das Volk“ anknüpft. Sie fordert ein umfassendes Hinterfragen gegenwärtiger globaler Herrschaftsstrukturen und Macht- und Eigentumsverteilungen angesichts der Tatsache, dass politisches Handeln kaum noch über klassische demokratische Verfahren und Regularien durch den eigentlichen Souverän, das Volk, zu beeinflussen sind. Und so ermutigt Daniela Dahn, einer Entwicklung aktiv entgegen zu wirken, in deren Verlauf sich der Staat „immer mehr in eine Apparatur zum Schutz systemrelevanten Privat-eigentums auf Kosten der Allgemeinheit“ wandelt.

El-Gawhary, Karim

Frauenpower auf Arabisch.

Jenseits von Klischee und Kopftuchdebatte

Wien: Verlag Kremayr & Scheriau, 2013., 204 S., € 22,00

Frauenpower auf Arabisch von Karim El-Gawhary belegt, dass es „die“ arabische Frau als Stereotyp nicht gibt. Ganz im Gegenteil wird anhand von verschiedenen Porträts aufgezeigt, dass das „Image der arabischen Frau als passives Opfer“ revisionsbedürftig ist. Andererseits benennt der Autor deutlich weiterhin bestehende Probleme für Frauen in arabischen Ländern und zeigt damit auch die Gebrochenheit aus Hoffnung und Schicksalsergebenheit etwa nach der sogenannten arabischen Revolution in Ägypten oder Libyen. Und er zeigt auch, dass das eigentliche Problem der Stellung der Frau in der arabischen Welt vor allem in der wirtschaftlichen Situation zu suchen ist.

Andreas Müller

Schluss mit der Sozialromantik. Ein Jugendrichter zieht Bilanz

Bilanz Freiburg/Basel/Wien: Herder-Verlag, 2013. – 239 S., € 16,99

Der Jugendrichter Andreas Müller weist auf Probleme in der Rechtsprechung über jugendliche Intensiv-Straftäter hin. Die oft vertretene Hypothese, das Erscheinen vor Gericht und gar Freiheitsentzug führten häufiger zu Rückfällen als sozialpädagogische Maßnahmen, habe sich als falsch erwiesen. In der heutigen Realität gehe es oft um schwerere Straftaten und Wiederholungstäter. Eine direkte Reaktion bzw. Sanktion auf die Tat sei äußerst wichtig, weshalb Polizei, Staatsanwaltschaft und Richter enger und schneller zusammenarbeiten müssten.

Pavan Sukhdev

Corporation 2020. Warum wir Wirtschaft neu denken müssen

München: oekom Verlag, 2013. – 296 S., € 19,95

Pavan Sukhdev, ehemaliger Top-Manager der Deutschen Bank, betont die Dringlichkeit einer grundlegenden Reform unseres auf Konsum basierenden Wirtschaftssystems. Die Schäden ungebremsten Verbrauchs von Rohstoffen und der Emission von Schadstoffen würden die gesamte Menschheit sehr bald hart treffen. Die Kosten dieser oft im Preis der Produkte nicht erscheinenden Schäden müssten in den Unternehmensbilanzen aufgeführt und so der Politik und der Öffentlichkeit bewusst gemacht werden. Der Autor fordert Steuern auf den Verbrauch der Umwelt, Begrenzung des Einsatzes von Fremdkapital, Ehrlichkeit in der Werbung und als Ziel wirtschaftlichen Handelns das Gemeinwohl.

Harald Welzer

Selbst denken. Eine Anleitung zum Widerstand

Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2013. – 329 S., € 19,99

Welzer geht der Frage nach, wie unsere Zukunft bei ungebrochenem Konsum und endlichen Ressourcen aussieht und zeigt auf, dass bei unserer wachstumsorientierten Wirtschaft ein Ende absehbar ist. Er macht klar, dass jeder Mensch mit seinem Handeln selbst Teil des Problems ist, jedoch nicht als Opfer der Verhältnisse, sondern als politisches Wesen mit eigenem Kopf und der Freiheit, zu denken und Verhältnisse zu ändern. Er weckt Hoffnung auf eine bessere Zukunft mit innovativen Ideen, abseits der gängigen Wirtschaft und Industrie.

Die Jurymitglieder

Horst Baraczewski

Jahrgang 1954. Abitur, Buchhändler-Lehre. Seit 1993 Geschäftsführer der Buchhandlung Arthur Geist GmbH, Bremen. Mitglied im Vorstand der Bremer Literaturstiftung seit 1994. Mitglied der Jury seit 1997.

Wolfgang Budde-Roth

Jahrgang 1939. Studium der Philosophie und Theologie, Geschichte und Politikwissenschaften, daneben Latein und Soziologie. Bibliothekar a. D. in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Mitglied der Jury seit 1983.

Dr. Klaus Hohlfeld

Jahrgang 1939. 1959 bis 1964 Studium, vor allem Geschichte und Germanistik. Promotion mit einem zeitgeschichtlichen Thema. 1967 bis 1973 Fachreferent für Geschichte und Sozialwissenschaften bei den Hamburger Öffentlichen Bücherhallen. Seit 1973 an der Stadtbücherei Mannheim, von 1976 bis 2002 als deren Direktor. Fachveröffentlichungen zur Bibliothekspolitik und -geschichte. Mitarbeiter des bibliothekarischen Besprechungsdienstes der Fachzeitschrift „Buch und Bibliothek“ in den Gebieten Politik, Zeitgeschichte und Theater. Von Anfang an (1982) Mitglied der Jury „Das politische Buch“, seit 1990 deren Sprecher.

Jens Hundrieser

Jahrgang 1940. Geboren in Danzig. Studium zum Dipl. Bibliothekar in Göttingen. Dozent zur Ausbildung von Büchereiassistenten im Kirchlichen Dienst beim Deutschen Verband evangelischer Büchereien, Göttingen. Von 1977 bis Ende 2005 Leiter der Stadtbibliothek in Dinslaken.

Dr. Annette Kasper

Jahrgang 1953. Studium in Jena (Deutsch, Geschichte, Pädagogik), anschließend Forschungsstudium und Promotion, bis Februar 1994 wissenschaftliche Assistentin an der Sektion Literatur- und Kunstwissenschaft der Universität Jena, ab März 1994 Arbeit in der Kulturabteilung des Zeisskombinates, seit September 1995 Leitung der Ernst-Abbe-Bücherei Jena.

Barbara Lison

Jahrgang 1956. Studium der Slawistik, Geschichte, Erziehungswissenschaften, danach mehrere leitende Positionen im Bibliothekswesen, seit 1992 Direktorin der Stadtbibliothek Bremen. Beratertätigkeiten für Bibliotheken im In- und Ausland. Geschäftsführerin und Jurymitglied der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung zur Verleihung des Bremer Literaturpreises.

Werner Stephan

Jahrgang 1947. Studium des Bauingenieurwesens und der Geowissenschaften. Bibliothekar seit 1979 zunächst in Darmstadt, später bei der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main als Direktor für Dienstleistungen und Benutzung. In dieser Funktion wesentlich beteiligt am Neubau der Deutschen Bibliothek/Frankfurt. Seit Anfang 1998 Direktor der Universitätsbibliothek Stuttgart. Aktive Mitarbeit in der International Federation of Library Associations (IFLA) und in der International Standard Organisation, in der Deutschen UNESCO-Kommission und als von der EU bestellter Gutachter.

Dr. Beate Tröger

Jahrgang 1961. Studium der Philosophie, Erziehungswissenschaften, Germanistik und Kunstgeschichte, anschließend Promotion im Jahr 1993. Danach mehrere leitende Positionen im Bibliothekswesen, seit Mai 2004 Direktorin der Universitäts- und Landesbibliothek Münster. Vorstandsmitglied von DINI (Deutsche Initiative für Netzwerkinformation).

Die Preisträger „Das politische Buch“ seit 1982

1982 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Horst Brehm
Gerd Pohl
Ingeborg Bayer
Alwin Meyer
Karl-Klaus Rabe

Festrede: Björn Engholm

1983 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Christian Schaffernicht
Dietrich Güstrow

Festrede: Axel Eggebrecht

1984 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Andrew Wilson
Johano Strasser/Klaus Traube,
August Rathmann

Festrede: Hans-Jochen Vogel

1985 Bonn, 10. Mai

Preisträger: Tomi Ungerer
Dieter Bänsch,
Büchergilde Gutenberg

Festrede: Monika Wulf-Mathies

1986 Bonn, 14. Mai

Preisträger: Wolfgang Apitzsch/Thomas Klebe/Manfred Schumann
Lisa Fittko
Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp/
Beate Schmidt

Festrede: Johannes Rau

1987 Bonn, 21. Mai

Preisträger: Günter Gaus
Angela Joschko/Hanne Huntemann
Ruhrfestspiele Recklinghausen

Festrede: Holger Börner

- 1988 Bonn, 18. Mai**
Preisträger: Michail Gorbatschow
Gordon A. Craig
Festrede: Peter Glotz
- 1989 Bonn, 10. Mai**
Preisträger: Helmut Schmidt
Gioconda Belli
Walter Michler
- 1990 Prag, 26. Mai**
Preisträger: Václav Havel
Walter Janka
- 1991 Leipzig, 10. Mai**
Preisträger: Timothy Garton Ash
Reinhard Bohse
- 1992 Bonn, 4. Juni**
Preisträger: Klaus Kordon
Wolfgang Benz
Festrede: Renate Schmidt
- 1993 Bonn, 12. Mai**
Preisträger: Hans Magnus Enzensberger,
Regina Griebel/Marlies Coburger/Heinrich Scheel
Festrede: Hans-Ulrich Klose
- 1994 Leipzig, 10. Mai**
Preisträger: Martin und Sylvia Greiffenhagen
Wolfgang Sofsky
Festrede: Günter Wichert
- 1995 Bonn, 10. Mai**
Preisträger: Norberto Bobbio
Dieter Nohlen/Franz Nuscheler
Festrede: Erhard Eppler

1996 Berlin, 10. Mai

Preisträger: Peter Merseburger
Ernst Ulrich von Weizsäcker/
Amery B. & L. Hunter Lovins
Festrede: Manfred Stolpe

1997 Bonn, 14. Mai

Preisträger: Noa Ben Artzi-Pelossof
Ulrich Herbert
Festrede: Reinhard Höppner

1998 Bremen, 19. Mai

Preisträger: Markus Tiedemann
Swetlana Alexijewitsch
Festrede: Henning Scherf

1999 Bonn, 18. Mai

Preisträger: Richard Sennett
Frank Böckelmann
Festrede: Anke Fuchs

2000 Berlin, 9. Mai

Preisträger: Wolfgang Engler
Festrede: Wolfgang Thierse

2001 Berlin, 10. Mai

Preisträger: Heinrich August Winkler
Festrede: Julian Nida-Rümelin

2002 Berlin, 7. Mai

Preisträger: Michael Howard
Festrede: Erhard Eppler

2003 Berlin, 14. Mai

Preisträger: Gunter Hofmann
Festrede: Peter Glotz

2004 Berlin, 13. Mai

Preisträger: Michael Mann
Festrede: Jürgen Kocka

- 2005 Berlin, 12. Mai**
Preisträger: Carolin Emcke
Festrede: Heidemarie Wieczorek-Zeul
- 2006 Berlin, 9. Mai**
Preisträger: Erhard Eppler
Festrede: Hubertus Heil
- 2007 Berlin, 10. Mai**
Preisträger: Nadja Klinger und Jens König
Festrede: Matthias Platzeck
- 2008 Berlin, 6. Mai**
Preisträger: Peter Schaar
Festrede: Ehrhart Körting
- 2009 Berlin, 12. Mai**
Preisträger: Christiane Grefe und Harald Schumann
Festrede: Wolfgang Thierse
- 2010 Berlin, 11. Mai**
Preisträger: Rolf Hosfeld
Festrede: Andrea Nahles
- 2011 Berlin, 5. Juli**
Preisträger: Peer Steinbrück
Festrede: Wolfgang Schäuble
- 2012 Berlin, 8. Mai**
Preisträger: Colin Crouch
Festrede: Sigmar Gabriel
- 2013 Berlin, 14. Mai**
Preisträger: Robert Menasse
Festrede: Peer Steinbrück
- 2014 Berlin, 14. Mai**
Preisträger: Hannelore Schläffer
Festrede: Engelbert Lütke Daldrup

Die Friedrich-Ebert-Stiftung verleiht jährlich den Preis „Das politische Buch“

Durch den Preis wird die große Bedeutung des politischen Buchs für die lebendige Demokratie gewürdigt.

Er wird verliehen an herausragende Neuerscheinungen, die sich kritisch mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen auseinandersetzen, diese auf der Höhe der Zeit durchdringen und einem breiten Publikum verständlich machen.

Ausgezeichnet werden Bücher, die richtungsweisende Diskurse anstoßen und wichtige Impulse für die Auseinandersetzung mit zentralen politischen Fragen geben.

Die prämierten Bücher sollen politisches Interesse stärken und gesellschaftspolitisches Engagement befördern. Sie müssen in deutscher Sprache vorliegen.

Der Preis „Das politische Buch“ zählt zu den bedeutendsten Buchpreisen dieser Art im deutschsprachigen Raum. Er ist mit 10.000 Euro dotiert. Die Entscheidung über die Vergabe trifft eine unabhängige Jury. Außerdem stellt die Jury eine Liste mit weiteren empfehlenswerten politischen Büchern zusammen.

In mahrender Erinnerung an die nationalsozialistische Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 findet die Preisverleihung jährlich im Mai statt.

Weitere Informationen zum Preis finden Sie unter:

www.fes.de/daspolitischebuch

Jeder hat das Recht, Vorschläge einzureichen. Der Einsendeschluss für Buchvorschläge ist jeweils der 15. Oktober.

Geschäftsführer der Jury

Dr. Tobias Mörschel
Friedrich-Ebert-Stiftung
Hiroshimastraße 17
10785 Berlin
Tel.: 030 26935-7143
Fax: 030 26935-9245
tobias.moerschel@fes.de

Sekretariat der Jury

Agnes Gergely
Friedrich-Ebert-Stiftung
Kurt-Schumacher-Akademie
Willy-Brandt-Straße 19
53902 Bad Münstereifel
Tel.: 02253 9212 -18
Fax: 02253 8091
agnes.gergely@fes.de

